



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., A.: Eine Modedichterin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

er überhaupt kein Todesurteil bestätigt, schon aus Pietät gegen den Vater, der die Todesstrafe grundsätzlich verwarf; und auch jetzt thut er es nur dann, wenn die Schuld ganz unzweifelhaft ist und ein Geständnis vorliegt.

Bei einer festlichen Veranstaltung hat König Albert einmal gesagt: „Es ist doch schön, König von Sachsen zu sein,“ und während der letzten Festtage war er über die ihm entgegengebrachten zahllosen Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung offenbar herzlich erfreut; Mahnungen der Ärzte, sich zu schonen, hatte er lächelnd abgewiesen. So ist ihm wirklich das seltne Glück zu teil geworden, ganz mit und in seinem Volke zu leben, dasselbe Glück, das Kaiser Wilhelms I. Alter bezeichnet hat. Es ist ihm geworden, weil er eine Reihe deutscher und besonders vielleicht sächsischer Charakterzüge in sich vereinigt, weil also sein Volk in ihm sich selbst wiedererkennt, und weil er wiederum seinen Herzschlag versteht. Von einem solchen Verhältnis hat kaum ein andres Volk eine Ahnung, es ist deutsch. *



Eine Modedichterin



er Ehrentitel „Deutsche Sappho,“ mit dem jüngst ein Teil der Kritik Johanna Ambrosius geschmückt hat, ist schon einmal einer deutschen Dichterin zu teil geworden, der schlesischen Hirtin Anna Luise Karisch. Sie war in äußerst kümmerlichen und bedrängten Verhältnissen aufgewachsen und hatte in zwei unglücklichen Ehen von des Lebens Bitternissen reichlich kosten müssen, als der Baron von Kottwitz sie „entdeckte“ und im Jahre 1761 in das Berliner Litteraturleben einführte. Bald wurde sie von dem neuigkeitslüsternen Publikum über die Maßen gefeiert und verhimmelt, die ersten Gesellschaftskreise und sogar der Hof öffneten sich ihr, und mit den Sternen am damaligen Litteraturhimmel, namentlich mit Ramler und Sulzer, stand sie in lebhaftem Verkehr. Sie durfte mit Recht in dem Gedicht an ihren verstorbenen Oheim von sich sagen:

Blick auf diese feinern Menschen nieder,
Alle singen deiner Nichte Lieder.

Als Dichterin war sie nicht unbegabt: die Natur hatte ihr eine lebhafteste Phantasie und seltne Versgewandtheit verliehen, aber ihre Bedeutung stand nicht im Einklang mit der überschwänglichen Begeisterung, womit man sie trotz Herders Warnung feierte, einer Begeisterung, an der Mitleid für die Schicksale der hartgeprüften Frau und Bewunderung, daß in so beschränkten und gedrückten Lebenssphären eine Dichterin erstehen konnte, ihren Anteil hatten. Als mächtigste Schutzgöttin aber stand der Karischin, wie sie allgemein genannt

wurde, die alte Tyrannin der Menschheit zur Seite — Frau Mode. Das Märchen von der Karschin — als ein solches erscheint nun aus der Ferne betrachtet ihr Leben — klingt trüb aus. Das Berliner Treiben verdarb ihre natürlichen Anlagen, aus der Dichterin wurde eine eingebilbete, geistlose Reimerin, die auch da dichtete, wo sie beim besten Willen nichts zu sagen wußte, und so sank sie schnell von der Sonnenhöhe des Ruhms herab, und heute, reichlich hundert Jahre nach ihrem Tode, ist sie so gut wie vergessen. Keines ihrer vielen Gedichte hat sich im Gedächtnis unsers Volkes erhalten, und nur in den Büchern der Litteraturgeschichte steht ihr Name als ein trauriges Beispiel, wie sehr auch in dieser Beziehung die Menschen dem Zwange der Mode unterworfen sind.

Es liegt uns durchaus fern, hinsichtlich des Wertes ihrer Dichtung wie ihrer Person Johanna Ambrosius mit der Karschin vergleichen zu wollen. Als Dichterin steht die Ostpreuzin entschieden über der Schlesiern, und weit sympathischer ist ihre Persönlichkeit als die ihrer Schwester in Apoll. Aber in anderer Beziehung bietet sich bei beiden manche Ähnlichkeit, die einen Vergleich sehr wohl gerechtfertigt erscheinen läßt. Es besteht eine große Ähnlichkeit zwischen ihnen in der Art der Lebensschicksale sowohl wie in der fabelhaften Schnelligkeit, mit der beide auf den Gipfel des Ruhmes getragen wurden, und auch Johanna Ambrosius ist „entdeckt“ worden und hat in dem Professor Weiß-Schrattenthal zugleich ihren Kottwitz und ihren Hamler gefunden. Vor allem aber fließt bei beiden Dichterinnen die ungeheure Popularität aus denselben drei Quellen, die wir oben genannt haben. Und leider drängt uns der jüngst erschienene zweite Band der Gedichte von Johanna Ambrosius, der einen unverkennbaren Rückgang bedeutet, die Befürchtung auf, daß auch hier der strahlende Ruhmeskranz, den man ihr gewunden hat, die Dichterin geblendet, und daß die Öffentlichkeit nicht vorteilhaft auf ihr Schaffen eingewirkt habe. Ein Lyriker aber, der aufs liebe Publikum sieht, rührt schon an den Wurzeln seiner Kraft. Sollten auch in dieser Beziehung beider Schicksale gleichartig sein? Sollte auch Johanna Ambrosius als letztes Ziel die Vergeffenheit winken?

Es sind nun etwa drei Jahre her, seitdem der Stern der Johanna Ambrosius zu strahlen begann und mit seinem Lichte bald ganz Deutschland erfüllte. Unter Anführung des Professors Schrattenthal, der durch das Aufbauschen dilettantischer Kunstleistungen sogenannter „Naturdichter“ neuerdings unheilvoll auf unser künstlerisches Leben einwirkt, dessen Verdienste um Johanna Ambrosius aber nicht geschmälert werden sollen, wurde die Lärmtrommel der Reklame gerührt; diese Reklame bezog sich hauptsächlich auf die Armut der Dichterin und auf die ihr beigelegte Eigenschaft als „Naturdichterin.“ Der Appell an das Mitleid aber ist in solchen Fällen, soweit die Leistungen selbst in Frage kommen, ein mißliches Ding — das weiß jeder Kritiker, der ein Wohlthätigkeitskonzert zu beurteilen hat —, und was die „Naturdichterin“ anbetrifft, so war das ein der Begründung entbehrendes Schlagwort. Wer das nicht aus den Gedichten der Ambrosius, die allzu oft fremde Einflüsse verraten, herausempfunden haben sollte, der möge in der Einleitung zum ersten Teil den schwülstigen Brief der Schwester Martha lesen und einige Aussprüche der Dichterin selbst hinzunehmen, wie: „Der Tod ist in Deutschland der beste Empfehlungsbrief der Dichter.“ So wurde denn der Johannenkultus bald eine Modekrankheit, wie es vor einigen Jahren die Mascagnitis und das Suder-

mannfieber waren. Die Gedichte der Johanna Ambrosius „fein in Goldschnitt“ zu besitzen gehörte wie der Besuch dieses oder jenes Wohlthätigkeitsbazar's unbedingt zum guten Ton, und wer sie nicht gelesen hatte, der wurde über die Achsel angesehen als einer, der der Dichtung Stimme nicht vernimmt und nebenbei natürlich nicht auf der Höhe der Zeit steht. Die Kritik verfiel in denselben Taumel; wir entsinnen uns, die wunderlichsten Äußerungen gelesen zu haben, hat man doch die Dichterin alles Ernstes unmittelbar neben — Goethe gestellt! Es mußte scheinen, als sei dem Volke der Lyriker κατ' ἔξοχήν erst jetzt der lyrische Heiland geboren. Und die Ambrosianischen Lobgesänge übertönten völlig die warnenden Stimmen derer, die nüchterner dachten und bei aller Anerkennung der großen Vorzüge, die Johanna Ambrosius unleugbar hat, und die sie über den Durchschnitt erheben, doch Bedenken geltend machen und kaltes Blut anempfahlen. Heute haben sich die Wasser ein wenig verlaufen, und da die Dichterin jetzt in günstigeren materiellen Verhältnissen ist und ihre Gesundheit durch Reisen gekräftigt hat, was wir ihr von ganzem Herzen gönnen, so darf man vielleicht bei der Beurteilung des zweiten Bandes ihrer Gedichte zu einem weniger günstigen Ergebnis kommen, ohne als fühlloser Barbar und Neider oder als Vöotier verschrieen zu werden.

Einem Künstler, der durch eine seiner Schöpfungen über Nacht plötzlich berühmt geworden ist, wird es ja immer schwer, sich mit seinen weiteren Werken dieselbe Anerkennung zu erringen. Das Publikum wird ihm gegenüber kritischer und schraubt seine Ansprüche sehr hinauf; das hat noch vor wenigen Jahren der Komponist der Cavalleria an sich erfahren müssen, dessen Ratschiff zweifellos einen höhern musikalischen Wert hat als die sizilische Ostragödie. Johanna Ambrosius würde dies Hindernis zu überwinden gehabt haben, auch wenn sich die zweite Sammlung ihrer Gedichte auf der Höhe der ersten gehalten oder diese überschritten hätte. Umso mehr aber fällt der starke Rückschritt auf. Leider wird nirgends gesagt, wann die neuen Gedichte entstanden sind; verschiednes läßt uns aber darauf schließen, daß sie sich teils aus neu geschaffnem, teils aber — leider — aus der Spreu des alten Weizens zusammensetzen. Nur in wenigen Gedichten der neuen Sammlung erkennen wir die alte Johanna Ambrosius wieder, die es versteht, allgemein menschlichen Empfindungen in schlichten Versen ergreifenden Ausdruck zu geben, wie z. B. in „Ferienreise,“ „Mein Herz ging auf die Wanderschaft,“ „Zu arm,“ „Herbstbild,“ „Mein Herz“ oder in dem choralartigen „Ich bin mit meinem Gott versöhnt“; bei kaum einem Liede aber hat man das Gefühl, es werde dauern. Die Mehrzahl der Gedichte ist Mittelware, wie sie täglich gedichtet und gedruckt wird; Reimereien, die Selbstzweck sind. Wir zitiren ganz willkürlich aus „Lavaglutten“:

Still kräuselt sich aus meinem stolzen Munde
Der warme Atem, gleich wie Frühlingshauch,
Doch zeigt dir manche klaffendweite Wunde
Noch ihres frisch entfrönten Blutes Rauch usw.

Oder wer vermöchte sich z. B. bei dem folgenden, „Liebe und Freundschaft“ überschriebnen Gedicht etwas vernünftiges zu denken:

Die Liebe ist die Sonne,
Die Freundschaft sanfter Tau,
Dhn beide blieb die Erde
Ein endlos dürr'es Grau.

Und hat die liebe Sonne
Manch Blümchen weik gemacht,
Belebt zu neuer Wonne
Der Tau es über Nacht.

Wir beschränken uns darauf, noch „Bad Elster,“ „Nähre nicht“ und „Durch Nacht zum Licht“ zu nennen, und überlassen es unseren Lesern, die Sammlung selbst zur Hand zu nehmen und zu beurteilen, ob wir hämisch einige mißlungne Gedichte herausgegriffen haben.

Auch das äußere Gewand ist nachlässiger geworden, und eine schon in der ersten Sammlung bemerkbare Schwäche der Dichterin tritt verstärkt hervor: die Neigung zu Katachresen, zu durcheinander gemengten, verfehlten und unschönen Bildern, die gedankenlos hingeschrieben worden sind. Daß Johanna Ambrosius keine „Naturdichterin“ ist, beweisen diese Gedichte aufs neue vollständig. Es soll aus dem Fehlen dieser Eigenschaft nicht etwa ein Vorwurf hergeleitet werden — Kunst= wie Naturpoesie, deren Grenzen übrigens recht schwer festzustellen sind, haben ja beide ihre Berechtigung —, aber es ist notwendig, darauf hinzuweisen, weil man zu Zwecken der Reklame die „Bäuerin“ mit Vorliebe als „Naturdichterin“ ausgegeben hat. Hierfür fehlt aber jeder Grund. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch für Johanna Ambrosius, die in unmittelbarer Berührung mit dem „Volke“ aufgewachsen und geblieben ist, daß sie sich niemals das Volkslied zum Vorbild nimmt, daß ihr niemals ein volkstümliches Lied entquillt. Man möge sich wohl davor hüten, etwa die sozialen Dichtungen der Ambrosius damit zu verwechseln.

Auch in den neuen Gedichten macht sich ein Zug der Dichterin bemerkbar, der unzweifelhaft zu ihrer Beliebtheit beigetragen hat, dem wir aber nie Geschmack haben abgewinnen können, die Neigung nämlich, ihr Leid, ihr „meertiefes“ Leid in den verschiedensten Variationen zu besingen. Worin dieses Leid besteht, ob in der Erinnerung an trübe Lebenserfahrungen und Schicksale oder in der Sehnsucht aller tiefern Menschen nach unerreichbaren Idealen, das erfährt man nicht, das ist im Grunde genommen ja auch gleichgiltig. Wenn aber die Dichterin immer wieder von ihrem Leide spricht, das die bösen Menschen ihr rauben wollen, und sogar der neuen Sammlung als Autogramm in großen Schriftzügen das Wort „In der Wiege des Leidens wird die Seligkeit groß gezogen“ vorausschickt, so ist das, um nicht einen schärfern Ausdruck zu gebrauchen, ein Kokettiren mit dem Leide, ein „Spielen mit dem Gram,“ das nicht sympathisch berührt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Empfindung nicht ganz echt sei. Von einem jener Dichter, denen das Verhängnis zu teil geworden ist, gelobt zu werden, aber ungelesen zu bleiben, von dem liebenswürdigen Justinus Kerner stammt das bekannte Wort:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Es entsprang so ganz Kerners Wesen, dem der Schmerz als der „Grundton“ des Alls erschien. Auch er war, wie Johanna Ambrosius es ist, eine selbstquälerische Natur, oder besser gesagt, ein Dichter, dem der Schmerz Wollust und eine der notwendigen Ingredienzien seines dichterischen Vermögens war, denn der Quell seiner Poesie versiegte, wie er selbst sagt, schnell, wenn Leid und Trübsal sich gelegt hatten. Bei Kerner ist nebenbei gesagt dieses Behagen am Schmerz umso verwunderlicher, als die äußern Lebensverhältnisse sowohl wie seine Gemütsanlage ihn zum Glücklichen bestimmt hatten. Ob wirklich ein „echtes Lied“ nur tiefem Schmerz seine Entstehung verdanken könne, oder

ob nicht ein dem heitersten Frohsinn entsprudeltes Gedicht gleiche Berechtigung habe, soll hier nicht entschieden werden; wohl aber wollen wir an Kerners Beispiel zeigen, wie verschieden sich das Leid dichterisch widerspiegeln kann, und wie verschieden es dann wirkt. Überall da, wo leiser Schmerz und stille Resignation seine Gedichte gleich einem zarten Flor umgeben, wo seine Lieder aus einer wehmütigen, elegischen Grundstimmung heraus erwachsen, wie im „Wanderlied,“ dem „Wandrer in der Sägemühle,“ da erscheinen sie am vollendetsten und ergreifen uns am tiefsten. Wird aber, wie es bei Kerner oft geschieht, das eigne Leid, der persönliche Schmerz in den Vordergrund gedrängt, da verliert es in rein menschlicher wie in ästhetischer Beziehung an Wirkung. Das gilt beispielsweise auch von Heines krasser Subjektivität, der uns eiskalt läßt, wenn er tausendmal versichert, daß er „so elend“ sei; das selbe trifft auf Johanna Ambrosius zu. Denn am vollsten genießen wir lyrische Gedichte, wenn wir selbst in ihnen aufzugehen vermögen, und uns nicht das eigne Ich ihres Schöpfers störend in den Weg tritt. Wir verweilten hierbei absichtlich etwas länger, weil gerade aus der Schilderung ihres Leidens ein Lob für die Dichterin hergeleitet wurde, das uns nicht gerechtfertigt erscheint.

Diese Betrachtungen sind nicht in der Absicht geschrieben worden, das Kreuz gegen Johanna Ambrosius zu predigen. Nichts liegt uns ferner. Wir erkennen willig an, daß sie eine starke poetische Begabung hat, die einen Teil ihrer Gedichte, wie wir schon gesagt haben, weit über das meiste erhebt, was heutzutage an lyrischen Ergüssen dem geduldigen Papier anvertraut wird, und wir hoffen, daß uns die Dichterin bei strenger Selbstzucht noch manche schöne Frucht bescheren wird. Zugleich freuen wir uns, daß der von Sorgen bedrängten Frau die Muse als eine Trösterin herabgestiegen ist. Aber ein doppelter Grund veranlaßt uns, davor zu warnen, daß man einen Planeten als Sonne anbetet. Einmal — wenn es auch ein wenig paradox klingen mag — die Rücksicht auf die Dichterin selbst. Nicht von heute ist die Erfahrung, und das Beispiel der Karfchin, von der wir ausgingen, hat es gelehrt, daß einem Künstler, der zu Beginn seiner Laufbahn allzu stark überschätzt wurde, der schlimmste Tod droht: Vergessenheit, und die möchten wir manchen Gedichten von Johanna Ambrosius, namentlich aus der ersten Sammlung, nicht wünschen. Und liegt nicht ferner in den Lobhudeleien, mit der man ihr von allen Seiten begegnet, die Gefahr für die Dichterin, daß sie sich selbst überschätzt und eitel wird? Schon kann ein aufmerksamer Beobachter in ihren neuesten Gedichten kleine Züge davon wahrnehmen. Zum andern aber halten wir es für unsre Pflicht, im Interesse unsers Volks selbst und seiner großen Dichter dem „Ambrosiusrummel“ entgegenzutreten. Gottlob waren und sind wir überreich an bedeutenden Lyrikern; aber ist ihnen wohl immer der Erfolg und die Beachtung zu teil geworden, die sie verdient haben? Oder müssen wir nicht vielmehr beschämt gestehen, daß wir unter dem Druck der Mode die Lebenden, die Heise, Lingg, Fitger, Ebner-Eschenbach zurücksetzen und den Toten nicht treu geblieben sind? Wir greifen zwei Beispiele heraus, um das zu beweisen: Theodor Storms Gedichte haben in fünfundvierzig Jahren nur zehn Auflagen, Mörikes gar in neunundfünfzig Jahren deren nur elf erlebt. Johanna Ambrosius Gedichte aber brachten es etwa in drei Jahren auf nicht weniger als dreiunddreißig Auflagen, d. h. um ein Drittel mehr als die der beiden genannten Dichter zusammen genommen. Man wird ja im allgemeinen gut daran thun, dem vagen Begriff „Auflage“ gegenüber ein wenig

septisch zu sein, hier aber kommt es auf ein paar tausend Exemplare mehr oder weniger gar nicht einmal an. Es wird demnach zugegeben werden müssen, daß unser warnender Ruf berechtigt war; oder wird jemand im Ernst Johanna Ambrosius auf dieselbe Stufe mit Eduard Mörike oder mit dem Dichter der „Elisabeth,“ der „Nachtigall,“ der „Stadt am Meer“ heben?

Wir stellen unsre Meinung nicht als ein Apostolikum hin und überlassen es einem jeden, ob er ihr beipflichten wolle oder nicht. Das Recht aber, ein unabhängiges Urteil zu fällen, lassen wir uns auch von unsern Gegnern nicht verkümmern. Wohin soll eine so unerhörte Bevormundung von Publikum und Kritik führen, wie sie von seiten der Herren Schrattenthal und Genossen ausgeübt wird? Die scharfen Bemerkungen der von ihnen „herausgegebenen“ Dichter über die Kritiker, die mit Reserve loben oder sich gar erlauben, ein von dem großen Schwarme durchaus abweichendes Urteil zu haben, kehren so regelmäßig wieder, daß man nur annehmen kann, es läge eine Art Verhezung vor. Fast in der gesamten Presse Deutschlands ist für Johanna Ambrosius eine beispiellose Reklame gemacht worden, trotzdem erklärt die Dichterin, daß sie gar nicht für „Kritikerohren“ geschrieben habe, und neuerdings versteigt sie sich in den Gedichten „Was wollt ihr“ und „Es sind die schlechtesten Früchte nicht“ zu Äußerungen, die als ungehörig zurückgewiesen werden müssen. Da ist die Rede von den „Krähen,“ die ihr „teuflich Gericht“ halten, von dem „Gezeter“ der „Höllengestalten,“ von den „kleinen, dummen Wichten,“ die „doch auch leben wollen“ usw. Warum muß neidisch und mitleidlos sein, wenn die Gesamtheit mehr gilt als das Schicksal eines Einzelnen? Wir geben Johanna Ambrosius, was der Johanna Ambrosius ist, behaupten aber, daß sie höchstens ein Stern zweiter Größe ist, und daß man sie dereinst auch als einen solchen erkennen und bezeichnen wird. Mit dem einst ist uns aber nicht gedient. Herdengeschmack und Modethorheiten waren immer und sind auch heute eine große Gefahr für das künstlerische Leben eines Volkes, und wer hätte in höherm Maße Recht und Pflicht, sie zu bekämpfen als die Kritik? Jedermann im lieben deutschen Vaterlande aber darf, solange er nicht mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerät, frei seine Meinung äußern. Und dem Kritiker wollte man es verwehren?

U. K.



Die flucht vom Lande

1



enau vor sechsundzwanzig Jahren, das heißt vom 29. April bis 1. Mai 1872, tagte in Berlin eine „Konferenz ländlicher Arbeiter.“ Die von ihr für die Behandlung der landwirtschaftlichen Arbeiterfrage aufgestellten Grundsätze sind ein ehrenvolles Zeugnis von dem Verständnis der Konferenzmitglieder und ihrem guten Willen, zu helfen, wo Hilfe not thut, und sie sind auch heute noch als das beste Programm praktischer Reformen der ländlichen Arbeiterverhältnisse, namentlich für Nord- und Ostdeutschland, zu bezeichnen, um so mehr, als leider von